

Zeitschrift: Bündnerisches Haushaltungs- und Familienbuch
Herausgeber: [s.n.]
Band: - (1931)

Artikel: Der Dichter der "Donna Ottavia" Johann Andreas von Sprecher
Autor: Hartmann, B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-971563>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER DICHTER DER «DONNA OTTAVIA» JOHANN ANDREAS VON SPRECHER

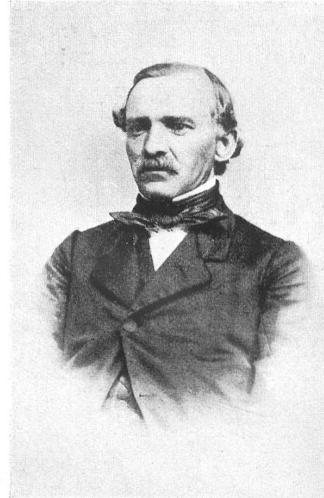
PROF. B. HARTMANN

Es ist kein schlechtes Zeichen, wenn der Dichter früher in Vergessenheit gerät als seine Werke. Das Umgekehrte kommt ja nicht selten vor. Da hat man — um nur ein Beispiel zu nennen — vor wenigen Jahren viel vom Dichter Jean Paul geredet, dessen Romane man einst verschlang. Heute kann man recht weit gehen, bis man einen findet, der den „Siebenkäs“ oder „Quintus Fixlein“ gelesen hat. Und andern Größen der Literatur ist's nicht besser gegangen, und selten genug ist's der Fall, daß vergessene Dichterwerke wieder auferstehen. Ja, es hat manchen echten Dichter gegeben, dessen Werke, trotz ihrem Gehalt, für eine größere Lesergemeinde nicht ausgehalten haben „in Sommern und in Wintern“.

Unser Johann Andreas von Sprecher, von dem wir diesmal erzählen möchten, gehört als Dichter nicht zu den Großen der Literaturgeschichte. Wir denken nicht daran — um nur im Schweizerland zu bleiben — ihn neben C. F. Meyer oder gar Jeremias Gotthelf und Gottfried Keller zu stellen. Seine eigentliche künstlerische Gestaltungsgabe war begrenzt, und sein Bestes hat er uns Bündnern im Grunde nicht als Dichter, sondern als Geschichtsforscher gegeben. Vielleicht werden wir ihm am besten gerecht, wenn wir gar nicht den Versuch machen, ihm den Dichterlorbeer um die Schläfen zuwinden, sondern ihn einfacher einen begnadeten Erzähler nennen, der über die Gabe verfügte, sein fast unbegrenztes geschichtliches Wissen in einer volkstümlich dichterischen Form vorzutragen. Seine besondere Stärke ist dabei der Dialog, das Zwiegespräch, mit dem er seitenlang fesseln kann, endlich aber eine solche Fülle von Ortskenntnis und Volkskunde vergangener Zeiten, daß man etwelche dichterische Mängel darüber völlig vergessen kann.

Seine beiden Romane „Donna Ottavia“ und „Die Familie de Saß“ entsprechen gewiß den heutigen künstlerischen Anforderungen an den Roman nicht mehr; aber sie sind Bündner Volksepen edelster Art, die uns auch C. F. Meyers „Jenatsch“ nicht ersetzt. Darum sind sie bei uns auch immer wieder gelesen worden; am meisten wohl und mit vollem Recht von der heranwachsenden Jugend, aber auch von Erwachsenen, die sich von einem unerreichten Kenner erzählen lassen wollen, wie es vor zwei- bis dreihundert Jahren bei uns war in Pestzeiten und Kriegszeiten, wie der Bauer lebte und welche Wege der Säumer zog, wie man's in Dorf und Stadt und auf den Adelssitzen getrieben hat. Der Bündner aber, der seinen J. A. Sprecher nicht kennt, läßt sich heute noch etwas höchst Wertvolles entgehen.

So bekannt uns die besten seiner Werke geblieben sind, so wenig wissen wir die allermeisten noch vom Leben dieses Mannes, der im letzten Jahrzehnt seines Schaffens in stiller Stube, des Gehörs zum großen Teil beraubt, das Füllhorn seiner volksgeschichtlichen Kenntnisse und gleichzeitig seiner abgeklärten Lebensanschauung in die beiden geschichtlichen Romane ausgab. Nur wenige wissen noch, welch ein reichbewegtes



Johann Andreas von Sprecher

Forscher- und Poetenleben der Zeit voranging, die ihm, spät genug, eine Reihe von ganzen Erfolgen eintrug. So vermuten wir, daß wir im folgenden seine Lebensgeschichte nicht tauben Ohren erzählen werden.

* * *

Zwischen dem Welschen Dörfli in Chur und dem Rosenhügel liegt das St. Margrethengut, dem auch die neuern Zeiten den letzten Zauber seiner einstigen herrschaftlichen Herrlichkeit nicht haben rauben können. Einst hatte es den Guler von Wyneck gehört, deren Wappen, der steigende Löwe, heute noch am älteren Flügel des Herrenhauses prangt. Zu Ende des 18. Jahrhunderts war's dann an die Sprecher übergegangen. Der reiche Kommissari Anton Hercules von Sprecher mag es im Gedanken an seinen ältesten Sohn Johann Andreas gekauft haben, der sich in der Folgezeit dann auch in Chur festsetzte. Das aber ist der Vater unseres Dichters gewesen. Er verfügte sozusagen über alles, was das damalige Graubünden geben konnte, war der Sohn des reichsten Mannes im Zehngerichtenbund und seit 1807 Schwiegersohn des einstigen Zollpächters Präsident Peter von Salis-Soglio. Mit 22 Jahren ist er Großratsdeputierter, mit 28 zum erstenmal Bundslandammann und damit Mitglied des Kleinen Rates. Schon im Jahr zuvor hatte er Graubünden als zweiter Gesandter auf der Tagsatzung vertreten nach der Vorschrift der damals gültigen Mediationsverfassung. Und so ging's weiter... Würde um Würde häufte sich auf den Glücklichen.

Daneben war er Chef des Handelshauses Sprecher & Roffler, auch Bergdirektor der Gewerkschaft Hoffnungsau, und als ihm im Jahr 1819 sein sechstes Kind, Johann Andreas, geboren wurde, schien die Sonne so hell wie möglich über dem Hause Sprecher zu St. Margrethen. Niemand hätte es geglaubt, wenn man dem Wiegenkind ein Leben reich an Entbehrung und Daseinskampf vorausgesagt hätte.

Aber der Wandel menschlichen Glückes waltete damals wie heute und traf schon damals die am schwersten, die in der hellsten Sonne gestanden hatten. Mißgeschick im Seidenhandel und anderes brachten der Firma Sprecher & Roffler den Zusammenbruch, unter dem niemand schwerer leiden konnte als der Mann, der, obschon kaum ein Vierzigjähriger, schon die höchsten politischen Ämter des Kantons bekleidet hatte.

So entschloß sich Vater J. A. v. Sprecher, Heimat und Vaterland zu verlassen und siedelte nach Neuwied am Rhein über, wohin er in der Folgezeit seine Familie nachzog. Die Wahl des Ortes war nicht zufällig. Es war ein Sitz der herrnhutischen Brüdergemeinde, zu der Sprecher wie seine Frau alte Beziehungen hatten. Sein herbes Schicksal hat er mit Würde getragen und nicht geruht, bis er wieder festen Boden unter den Füßen fand. Fast ein Jahrzehnt war er dann Inspektor des Hüttenwerkes Arnsau, nicht allzu weit von Neuwied, und endlich winkte ihm als Verwalter des Rittergutes Godenhaus bei Remagen am Rhein eine Stellung, die ihn völlig mit seinem Schicksal aussöhnen konnte. Aber schon nach kaum zwei Jahren raffte ihn eine Krankheit von seiner Familie weg, deren Jüngster, eben unser Dichter, mitten in seinen Gymnasialstudien stand.

Die Mutter war eine tapfere Frau, genährt vom religiösen Geist der Herrnhuter. Sie hatte ohne lange Klage den Zusammenbruch ihres Wohlstandes ertragen und war ohne Murren in die Fremde gezogen. Übrigens nicht zum erstenmal in ihrem Leben. Schon als Mädchen hatte sie in den bösen neunziger Jahren mit ihrer Mutter aus Graubünden fliehen müssen und mehrere Jahre zu Augsburg und im Ansbachischen im Exil verbracht. Jetzt, nach ihres Mannes Tod, zog sie ins Witwenhaus der Herrnhuter nach Neuwied. Es galt ihr, noch den jüngsten Sohn heranbilden zu lassen und das möglichst rasch. Für ein langes Studium reichten die Mittel nicht aus.

An den äußeren Verhältnissen des jungen Johann Andreas änderte der Tod des Vaters zunächst wenig. Er war von früh an gewohnt, das Elternhaus zu entbehren, hatte er doch vom neunten Jahre an schon seine Erziehung in der Herrnhuterschule zu Neuwied genossen. Gewiß, eine gute Anstalt, aber für ein Kind eben nicht der Ort, sich gänzlich wohl zu fühlen. Man ist eines unter vielen, im kalten Schlafsaal, in der Schulseite und auf dem täglichen Spaziergang, und weicher veranlagten Menschen hat die Massenerziehung nie zugesagt. Es mochte ihm daher recht willkommen sein, wie man ihn aufs Gymnasium nach Wetzlar schickte. Das galt in jenen Zeiten als gute Schule, die nicht so selten auch von Bündnern besucht wurde. Im übrigen fehlten aber auch nicht die Mängel des Kleinstadt-Gymnasiums, das seine Schüler leicht zuviel von den Freiheiten des eigentlichen Studentenlebens vorausnehmen läßt. Hier hat Sprecher Conradin von Moor kennengelernt, den später so namhaften Bündner Historiker, und an ihm eine Freundschaft gefunden, die fürs Leben anhielt.

Endlich war auch Wetzlar überwunden, und im Frühling 1838 bezog Sprecher die Universität zu Bonn am Rhein. Es ist begreiflich, daß die Mutter den Sohn in der Nähe wünschte. Ob's klug war, ist eine andere Frage, denn nun wurden ihr alle Studentenstreiche des Sohnes nach dem be-

nachbarten Neuwied zugetragen. So fehlte es denn nicht an häufigen mütterlichen Auseinandersetzungen, die den Sohn zwar der Mutter nie dauernd entfremdeten, ihn aber doch in eine gewisse geistige Krise hineintrieben, die man aus anderen ähnlichen Verhältnissen wohl kennt. In Bonn gab's viele fröhliche Studenten, die nicht nur hinter den Büchern saßen, und der junge Sprecher war kein Spielverderber, wohl aber ein Mensch von Humor und oft köstlichem Witz, wie wir heute noch aus seinen Briefen an C. v. Moor deutlich erkennen. Dazu war er ein leidenschaftlicher Wanderer, dem keine Strecke zu weit und kein Flecken Erde zu un interessant war.

Drei Semester ist er in Bonn geblieben, manchmal bei guter und öfter noch bei schlechter Kasse. Wohl war er kein Verschwender, aber das Haushalten nahm er oft von der humoristischen Seite. Übrigens darf zu seiner Ehre gesagt werden, daß er auch studierte und — wie sein Lebtag — auch in diesen Bonner Semestern ein Frühaufsteher blieb. Was er damals als Hauptfach studierte, ist nicht so leicht erkennbar. Es scheint die Sprachwissenschaft gewesen zu sein und zwar auf ziemlich breiter Linie. Da werden griechische und lateinische Kollegien gehört, daneben aber Französisch, Englisch, Persisch und Spanisch getrieben. Und das Ziel? Darnach wird man bei einem Studenten in den ersten Semestern noch nicht allzu peinlich fragen dürfen. Wir haben darüber aus jenen Jahren nur eine Äußerung gefunden, die heißt: „Vielleicht werde ich orientalische Sprachen studieren“. Und wenn man das Ganze dieses ersten Studiums überschaut, denkt man nicht ganz ohne Teilnahme an die Mutter, die unterdessen drüben in Neuwied im Witwenhause emsig überschlägt, für wie viele Semester des Sohnes ihre Mittel wohl noch reichen könnten. Der Sohn ist übrigens für diese mütterliche Sorge nicht ganz unempfindlich gewesen. Die Sehnsucht, etwas zu verdienen — neben der angeborenen Lust am Fabulieren — scheint ihn damals zuerst auf den Gedanken gebracht zu haben, zu schriftstellern. Es sollte ein Bändchen Novellen werden, darunter eine aus dem spanischen Be freiungskrieg von 1809.

Auf die Bonner Semester folgte dann Heidelberg. Dort hatte unterdessen Conradin von Moor auf Ordre seines Vaters seine Studien begonnen, und der Freund Sprecher scheint ihm nachgefolgt zu sein. Das Heidelberger Semester blieb ihm eine Jugenderinnerung von besonderer Kraft. Aber es sollte sein letztes sein. Die Studienmittel waren sichtlich ausgegangen, und nun mußte ein anderer Weg für die Weiterbildung gesucht werden. Ein kurzer Aufenthalt in Neuchâtel im Frühling 1840 mußte nur der Übergang sein zu einer Häuslehrerstelle. Sie fand sich in Genf in der Familie Necker. Im Winter 1842/43 finden wir J. A. v. Sprecher sodann in Chur. Es war nicht das erstemal, daß er Graubünden sah, an dem er, trotz seiner heimatfernen Jugend, mit der Seele hing, und es war nicht seine Schuld, daß ihn auch diesmal die Heimat nicht zurückzuhalten vermochte. Er hoffte wohl auf Anstellung an der Kantonsschule, fand sie aber nicht. Wohl scheint es, daß man ihn etwa vorübergehend als Vikar verwendete, und schließlich bescheinigte ihm Rektor Hold „viele Kenntnisse in den alten Sprachen und das Beste in bezug auf Rechtschaf-

fenheit". Aber mehr war für ihn zur Stunde nicht zu gewinnen. Man fand wohl, daß seine Studien noch zu wenig abgeschlossen seien. So scheint er im Herbst 1843 wieder in die Fremde gezogen zu sein und zwar mit geringen Mitteln. Er weiß, daß die Fortsetzung seiner Studien nur möglich sein wird auf Grund des eigenen Erwerbes, und so zog er in eine größere Schweizerstadt, wo er Brot und weitere Bildungsmöglichkeit zu finden hoffte, nach Basel.

Gegen zwei Jahre hat er hier verbracht, wie es scheint nicht als eingeschriebener Student. In seinen Briefen hören wir nichts von Kollegien, die er gehört, wohl aber von Basels Bibliotheken, die er reichlich benutzt, und von den Nöten des von der Hand in den Mund Lebenden. Bald sind es Kinder eines Basler „Siebenmillionärs“, mit denen er „Speere werfen“ und Schulweisheit treiben soll, bald ist's eine Handwerkerschule, an der er unterrichtet, ein drittes Mal ein schwachsinniger Knabe, den er zu fördern hat usw. Anfänglich spricht er mit leidlichem Humor von diesem Broterwerb, allmählich jedoch nicht ohne einen gewissen Ingrimm. Wohl pflegt er daneben stets seine Studien, zumeist vom frühen Morgen an, übersetzt alte lateinische Manuskripte, treibt Sprachvergleichung und verfolgt die deutsche Literatur. Er wälzt den kühnen Plan, den Geist aller Jahrhunderte zu erfassen. So vergeudet er keineswegs die Zeit, klagt sich aber doch ab und zu an, daß er nur zu Verschiedenartiges anpacke. Und hinter allem steht jetzt gelegentlich der Lebensplan, Dozent der Geschichte an einer Universität zu werden. Doch muß er schließlich froh sein, wenn ihm etwa eine Kantonsschullehrerstelle winkt. So hat er einmal als Französischlehrer an der Kantonsschule in Aarau konkurriert und ist als Jüngster in die engere Wahl gekommen. Weiter reichte es aber nicht. Ein andermal macht er sich hinter eine Geschichte des Schwabenkrieges, um bei der nächsten Vakanz einer Geschichtslehrerstelle in Chur als beglaubigter Historiker aufzutreten zu können. Ja, schließlich wäre er zufrieden, an eine halb bezahlte Aktuarstelle beim bündnerischen Erziehungsrat zu kommen.

Umsonst. Der äußere Mißerfolg scheint sich an sein Leben zu heften. Kein Wunder, daß er gelegentlich dem Schicksal grüllt und in schwere innere Kämpfe gerät. Zwar hat er einen Trost noch neben den Studien. Das ist seine Muse. Aber auch sie trägt Fesseln, weil er ja um Geld schreiben muß. Aber sie naht sich ihm stets wieder. Jean Paul und C. T. A. Hoffmann sind damals seine Anreger, auch Lewin Schücking, der Freund der Annette von Droste. Humoristisch-satirische Novellen werden entworfen und wohl gelegentlich auch ausgeführt und an irgendeine Zeitschrift eingesandt. Auch ein Trauerspiel wird begonnen. Schließlich kann er im Januar 1844 seinem Freund Moor in Chur berichten, daß eine Frankfurter Zeitschrift ihm ein Manuskript angenommen habe, die Bearbeitung einer Reise ins Heilige Land nach dem Latein des Mittelalters.

Damals, in dieser Basler Zeit, hat übrigens Sprecher auch bei einem Unterengadiner, Vital, Romanisch gelernt und in seiner stürmischen Weise den Plan gefaßt, mit H. Heinrich in Celerina zusammen ein „etymologisches Wörterbuch der romanischen Sprache“ herauszugeben.

So geht's in Basel weiter bis Mai 1845. Dann ist's genug. Die vielen Mißerfolge treiben ihn ins Weite, und der alte Wandertrieb erwacht, den er nun zwei Jahre lang tapfer niederkämpft hatte. So zieht er nach Wien, wie er selbst sagt, „um in den dortigen Bibliotheken Studien in historischen Handschriften zu machen“. In Wien stand er, nach seinen eigenen Worten, „in nahen Beziehungen zu dem im Jahre 1846 von Dr. Schumacher gegründeten politisch-literarischen Jurnal ‚Die Gegenwart‘, dem ersten dieser Art, das in Österreich unter der Metternichschen Regierung sich ans Licht wagen durfte. Männer wie Bach, von Schwarz, Dr. Becher, Dr. Jellinek und andere, die wenige Jahre später die einen Minister wurden, die andern auf dem Blutgerüst starben, gehörten zu den stehenden Mitarbeitern dieses Blattes, das trotz seiner äußerst zahmen Opposition doch von steigender Bedeutung wurde.“

Man mag etwas erstaunt sein, den Abkömmling des Adels hier in den Reihen der politischen Opposition zu finden. Aber einsteils weiß man ja, daß sich die Extreme immer leicht berühren, und sodann war das Metternichsche Österreich ja reif für den Untergang; der im späteren Leben so friedliche und stark konservative Sprecher hatte übrigens schon in Basel seine Sturmzeit begonnen. Konnte er auch damals noch schreiben: „Ich hasse die Radikalen!“, so lebte doch bereits in ihm der Glaube an die Notwendigkeit des Anbruches einer neuen Zeit. Es war ein Glück für ihn, daß er fern von der eigenen Familie nun den großen politischen Sturm von 1847/48 erleben konnte. Und er sollte ihn recht gründlich erleben.

Seine äußere Existenz wollte sich auch in Wien nicht befestigen. Der leidenschaftliche Historiker und Poet war nun einmal mit der Armut vermählt und konnte den Weg in einen geruhigen Brotberuf nur schwer finden. Gut, daß ihm wenigstens die Selbstironie des echten Romantikers gegeben war und kein falsches Pathos ihn zum dauernden Pessimisten machte. Und schließlich blieb ihm auch in seinen radikalsten Zeiten stets ein Rest seiner Jugenderziehung, die auf die Erhaltung bleibender Werte ausgegangen war.

Es wird erzählt, daß Sprecher damals mit einer Forschungsgesellschaft unterhandelt haben soll, die nach Südamerika gehen wollte. Der Plan zerstug sich. Jetzt ließ er sich nach dem Mißlingen seines Wiener Versuches als Hauslehrer nach Siebenbürgen verpflichten.

So kam er in die Familie des Grafen Teleki, die bald auf ihren Gütern, bald auch in Klausenburg sich aufhielt. Hier wurde ihm wohl. Gegen eine nicht übermäßige Arbeit tauschte er eine sorgenfreie äußere Existenz ein und fand noch Gelegenheit, das Völkergewirr nördlich der unteren Donau gründlich zu studieren, die Magyaren, Sachsen, Walachen, Armenier, Bulgaren und Zigeuner. Seiner Wanderlust konnte er nun gelegentlich die Zügel überlassen, und sie trug ihm reiche Früchte. Auch sein Sprachentalent kam nun auf seine Rechnung. Vor allem das Ungarische eignete er sich in einer Weise an, daß er noch Jahrzehnte später nicht davon lassen konnte und selbst in älteren Jahren noch im Schlafe ungarisch redete.

Das Haus Teleki verfügte über alle Mittel des höheren ungarischen Adels. Auch der Hauslehrer hatte seinen eigenen Diener und, was dem Naturfreund Sprecher wohl mehr bedeutete, sein eige-

nes Reitpferd. So lernte er das weite Land kennen und sein Volk, auch seine Gefahren zur Sommers- und Winterszeit. Zum Gegenstand besondern Studiums scheint er das Leben der Roßhirten und sodann das der Zigeuner gemacht zu haben. Den Niederschlag davon finden wir in späteren Novellen, ja bis hinein in seinen Bündner Roman „Die Familie de Saß“.

Im Verkehr mit der ungarischen Bevölkerung diente ihm im Anfang das Latein. Noch war ja die Zeit nicht vorüber, da in Ungarn diese Sprache als Amtssprache galt und nicht nur von den Akademikern erlernt werden mußte. So konnte er später etwa mit Vergnügen erzählen, wie er sich einst mit einem Schweinehirten lateinisch verständigte. Das war nämlich der Dorf- schullehrer, der im Sommer als Gemeindehirt sein Brot verdiente.

Wenn Sprecher aber für sich ein Dasein in Ruhe erhofft hatte, so brachten ihm die folgenden Jahre eine herbe Enttäuschung. Die nationale Erhebung der Ungarn für die Erreichung voller Autonomie im österreichischen Staatengebilde brach 1848 mit Wucht hervor. Sprecher, obschon längst nicht Anhänger des Metternichschen Systems, schaute zunächst eher kritisch zu, wurde aber im Laufe des Jahres 1848 mehr und mehr hineingezogen in die Freiheitsbewegung, die damals ganz Europa durchflutete. Bald sieht er den Anbruch eines Neuen in der europäischen Staatenwelt und gibt sich — vorübergehend wenigstens — in fast schwärmerischer Weise dem Zeitgeist hin.

Es ist nicht mehr leicht, den Gang der folgenden Ereignisse in seinem Leben noch ganz genau zu erkennen. Im Herbst 1848 greifen die Ungarn zu den Waffen, mit ihnen Graf Teleki und seine Söhne. Der Hauslehrer aber bleibt nicht müßig zu Hause sitzen, sondern läßt sich in die Nationalgarde einreihen. So hat er, nach der eigenen Aussage, während des Winters 1848/49 „an mehreren Gefechten gegen Österreicher und Walachen als Jäger der Nationalgarde teilgenommen“. Und nun wurde er Augenzeuge der Ungarischen Revolution, aber auch der schrecklichen Gegenrevolution der von der damaligen österreichischen Camarilla aufgehetzten Walachen und Sachsen Siebenbürgens und der entsetzlichen Greuelszenen, durch welche ganze Länderstrecken in Einöden verwandelt wurden und viele Tausende von Menschen jeden Alters und Geschlechtes ihr Leben einbüßten. Im Frühjahr 1849, während des siegreichen Feldzuges des Generals Bem, trat Sprecher in die ungarische Honved-Armee als Freiwilliger ein, ward anfangs Juli zum Offizier ernannt und machte zuerst im 31. Bataillon unter Oberst Toth in Siebenbürgen und nachher im 126. in Südungarn den Krieg mit, nahm teil am Siege über Jellachich bei Verbaß, aber auch an der Niederlage der Ungarn bei Temesvar. Nach dem Zusammenbruch überschritt er mit Bem die türkische Grenze, muß dann aber nach Ungarn ausgeliefert worden sein.

Die ganze Honved-Zeit Sprechers dauerte fünf Monate. In einem Brief an Moor schreibt er darüber: „Ich habe dadurch moralisch, an Selbstvertrauen, an Religion, d. h. an wahrer Religion, und physisch an Abhängigkeit gewonnen. Sollte ich, was nicht unmöglich, mich entschließen, in früherer oder späterer Zeit in die Armee irgendeines Staats

einzu treten, so bringe ich auch praktische militärische Kenntnisse mit, wenn sie auch bei der Kürze der Dienstzeit nicht von großem Belange sind. Doch kann ich mich rühmen, den Vorpostendienst vollkommen in seinen Details zu kennen.“

Noch existiert ein Stück von Sprechers Kriegstagebuch. Es ist unter anderem auch dadurch interessant, daß es abwechselnd deutsch, ungarisch, französisch und englisch geführt wurde. Seine Sprachenliebhaberei konnte er also auch unter dem Waffenrock nicht verleugnen.

Was nun kam, ist wohl Sprechers bitterste Lebenszeit. Die Spur wird etwas undeutlich. Der Honved-Leutnant Sprecher war, wie es scheint, von den Türken an die Österreicher ausgeliefert worden und saß nun in Pest den ganzen Winter 1849/50. Es scheint, daß er sich der Gefangenschaft entzogen hatte, als Maurer verkleidet mit Stundenhalten sich durchschlug und auf die Gelegenheit lauerte, ins Ausland zu entkommen. Er wird aber entdeckt und „konnte sich am Ende glücklich schätzen, mit der Strafe der Verweisung aus Österreich davonzukommen“. Auf seinem Verweisungspfad soll als Beruf genannt gewesen sein „Rebell“.

Und nun wohin? Gewiß hätten ihn die Verwandten in der Heimat mit offenen Armen aufgenommen. Er aber dachte wohl, in besserer Lage nach Hause zu kommen. So reist er zunächst nach Herrnhut in Sachsen und von da nach England. Das Schlimmste war, daß er, wohl aus dem Kriege noch, ein Gehörübel mitbrachte, das zwar zunächst noch beschränkt blieb, ihm aber doch das Fortkommen erschwerte. Sprecher selbst führte das Übel auf die Strapazen des Krieges zurück, meinte aber zunächst noch, es bei einer ruhigeren Lebensweise zu überwinden. Er sollte sich aber darin täuschen; er war um eine schlimme Lebenshemmung reicher geworden.

England wurde ihm zur erneuten bitteren Enttäuschung. Eine Anstellung wollte sich nicht zeigen, und nur ein kleiner Trost war für den Stellenlosen und bald auch fast Mittellosen die Gelegenheit, im Britischen Museum seine Studien zu betreiben. Damals hat Sprecher gedarbt, um nicht die Hilfe seiner gewiß hilfsbereiten Familie anzusprechen. Der äußere Tiefpunkt seines Lebens war erreicht, und über ein halbes Jahr dauerte der Existenzkampf in London. Auf Bitten der Seinen tritt er endlich den Rückzug an und wird im Pfarrhaus zu Thalheim bei Aarau von Schwester und Schwager freundlich und schonend aufgenommen.

Nun sucht er in Bern auf der Bundeskanzlei anzukommen, doch gelingt es ihm nur ganz vorübergehend. Auch seine Mitarbeit am „Bund“, dessen Schriftleiter damals ein Bündner war, ist nicht von langer Dauer. Schließlich ist er froh, bei den Verwandten in Thalheim als Privatgelehrter zu leben, der literarische Aufträge sucht und annimmt. Damals begann seine Arbeit an der Neuherausgabe des geographisch-statistischen Handlexikons von M. Lutz im Auftrage des Verlages Sauerländer in Aarau, die er in der Folgezeit auch vollendete.

Endlich im Herbst 1854 kam die ersehnte dauernde Anstellung als Aktuar des bündn. Erziehungsrates und der kantonalen Armenkommission in Chur. So hatte ihn die Heimat wieder,

allerdings zunächst ohne zu wissen, Welch seltene Kraft für Volkskunde und Geschichte Graubündens sie in ihm gewann. Sprecher atmete auf und gewann nun auch den Mut, sich zu verehelichen und zwar mit Elisabeth von Salis-Grüschi. Die Ehe mit dieser geistig hochstehenden Frau gestaltete sich sehr glücklich. Sein bisher so bewegtes Leben ging nun in ruhigere Bahnen, und das Haus der Salis-Grüschi an der Obern Gasse (jetzt Haus Stecher) wurde seine Heimat. Aber das Gehörleiden stand nicht still, so daß er nach einem Jahrzehnt sein Amt niederlegte.

Das war 1864 gewesen. Die achtzehn Jahre, die nun noch folgten, ließen den Aktuar Sprecher, wie man ihn in Chur bis zu seinem Tode nannte, zu dem werden, was er uns heute noch ist: der hervorragende Historiker und *beste Erzähler aus Graubündens Vergangenheit*. Wahr gab's anfangs noch ein Intermezzo als Zeitungsredaktor. Die damaligen Churer Zeitungen waren aber nicht langlebig. Schließlich wurde er ganz zum Privatgelehrten und Schriftsteller, der sich allerdings zeitweilig nebenher auch mit Antiquariatsgeschäften befaßte.

Literarisch war er ja längst kein Neuling mehr. Wir haben schon öfter Versuche nach dieser Seite hin in seinem Leben kennengelernt. Die wichtigsten datierten aus seiner Wiener Zeit. Da hatte er auch sein erstes Buch herausgegeben, über dessen Inhalt wir allerdings dem Leser nicht berichten können, weil's über unser Verstehen hinausgeht. Es war ein spanisches Heldengedicht, „Conquista de la nueva Castilla“, das hier zum erstenmal im Druck ausging (erschienen in Paris und Lyon 1848). Es stammt aus dem 16. Jahrhundert und behandelt die spanischen Eroberungen in Mittel- und Südamerika. Sprecher erzählt im Vorwort, wie er das Manuskript auf der Kaiserlichen Bibliothek in Wien fand und nicht ruhte, es im Urtext herauszugeben. Doch vermuten wir, daß das Buch ausgerechnet im Jahr 1848 nicht die gewünschte Beachtung fand.

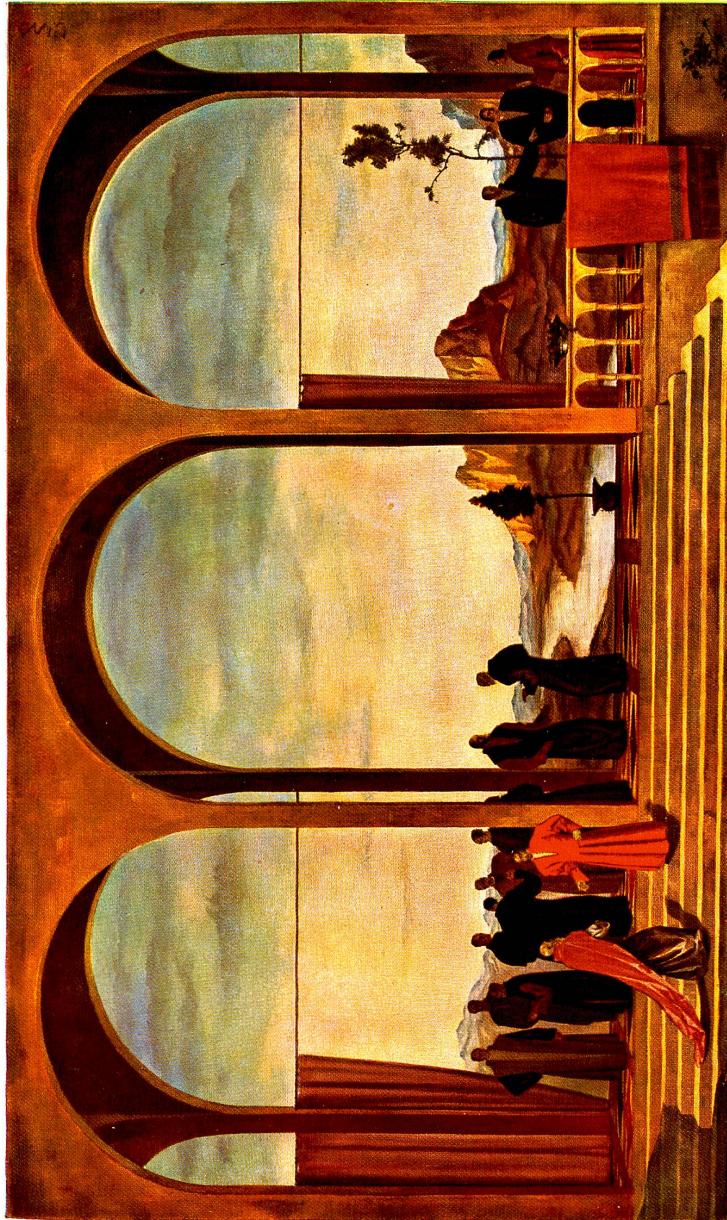
Sprechers erste Novellen entstanden anfangs der fünfziger Jahre, erschienen aber erst 1859 in Buchform unter dem Titel „Aus Heimat und Fremde“. Es sind vier Stücke, die leider heute nur noch von wenigen bekannt werden. „Die Prätigauer“ heißt das erste, das zweite „Am Scaletta“, Nummer 3 und 4 aber sind „Das Pußtämädel“ und „Der Stuhlrichter“. Besonderes Interesse bieten heute noch die Zuletztgenannten. Das „Pußtämädel“ behandelt in zügigster Weise einen romantischen Stoff aus dem ungarischen Aufstand von 1848/49, und der „Stuhlrichter“ bringt einen Ausschnitt aus dem Zigeunerleben Siebenbürgens. Ein Neudruck dieser Erzählungen, die längst vergriffen sind, wäre sicher kein Mißgriff. Dann folgten eine Reihe von Novellen in schweizerischen Zeitungen und Zeitschriften, die nie zum Buch vereinigt wurden. Besonders sympathisch ist die wundersame Geschichte „Der Pfarrer von Furna“ und sodann die „Geschichten aus Pompalusien“, die seinerzeit in der „Neuen Zürcher Zeitung“ erschienen. Die zuletzt genannten behandelten Bündner Oberländer Stoffe, einen Hexenprozeß, eine Totschlagsgeschichte und als schönstes Stück die Schicksale eines Bündner Auswanderers, den sein Weg bis Siebenbürgen führt und wiederum zurück. Oft geht die Romantik etwas weit, aber nie wird der Boden der ge-

schichtlichen Wirklichkeit ganz verlassen. Immer schimmert deutlich durch, wie es einst wirklich war, und unser altes Bündner Volk mit seinen Fehlern und seiner Treue. Nur ein Mann, der unser Volk mit ganzer Seele liebte und auch gründlich kannte, hat so schreiben können.

Erwähnen möchten wir noch den „Podestat von Tirano“, der 1893 in „Über Berg und Tal“ erschien. Ein Averser Bauer, der von seinem entlegenen Hof weg zur Würde eines Bündner Landvogts im Veltlin gelangt und seinen Weg suchen muß in dem so ungewohnten Amt. Man wird sich heute auch hier an manchem stoßen, was gar zu dichterisch ist, mit Vergnügen aber sich einführen lassen in all die Nöte und Klippen der Podestatenwürde in dem Land, das die Bündner schlecht und recht regierten, bis dann zu niemands Schaden die neue Zeit anbrach. Endlich aber muß bei all diesen Erzählungen gesagt werden: J. A. Sprecher stellt nie auf die niedrige Sensationslust des Lesers ab. Er will im Kleid vergangener Tage zeigen, wie Gut und Böse um den Schauplatz streiten und nur das Tüchtige bleibt.

Endlich aber kam Sprechers Hauptwerk. Das sind die beiden Bände „Geschichte der III Bünde im 18. Jahrhundert“, die rasch nacheinander (1873 und 1875) erschienen. Der erste behandelt die politische, der zweite, umfangreichere, die Kulturgeschichte unseres Landes. Was die beiden Bände enthalten, ist stets wieder bestaunt worden. Das konnte nur ein Mann zusammentragen, der gänzlich in seinen Studien aufging und sich durch nichts mehr ablenken ließ. Sprechers Arbeitstag begann stets sehr frühe. Um fünf Uhr saß er am Schreibtisch, ähnlich wie sein Freund Conradin von Moor, von dem man sich erzählte, er setze sich nie zum Frühstück, ohne zuvor eine mittelalterliche Urkunde abgeschrieben zu haben. Aus Gemeinde- und Familienarchiven trug Sprecher sein Material zusammen, war aber auch stets Käufer von Manuskripten und Privatbriefen vergangener Zeiten. So arbeitete er täglich stundenlang in dieser Welt dessen, was einst war, durch nichts abgelenkt. Nun sollte es sich zeigen, daß auch seine Schwerhörigkeit noch ihre gute Seite haben konnte. Dazwischenhinein gab's Wanderrungen nach den verschiedenen Landesgegenden. Daher die Kunst Sprechers, das Landschaftsbild mit dem geschichtlichen Geschehen zu verbinden. Dazu verfügte Sprecher über eine seltene Gabe, das Volk zu belauschen. Stundenlang konnte er auf der Hengertbank sitzen und sich von alten Leuten erzählen lassen. So ist vor allem der zweite Band seiner Bündnergeschichte des 18. Jahrhunderts ein volkskundliches Buch geworden, das seinesgleichen im Schweizerland kaum haben dürfte, das aber auch für den weniger Gelehrten voll verständlich ist. Es ist heute nur noch antiquarisch zu haben und ein recht teures Buch geworden. Aber gelesen und — ausgeschrieben wird's immer wieder, mit und ohne Quellenangabe.

Man kann sich fragen, was Sprecher mit diesen Büchern wollte, in denen eine solche Unsumme von Arbeit lag. Gewiß dachte er nicht daran, einfach die vergangenen Zeiten zu lobpreisen. Zwar war er in älteren Jahren wieder stärker konservativ geworden, aber nie im Sinne der Reaktion. Aber man kann die Neuzeit gelten lassen und ihr doch den Spiegel des Vergangenen vor-



SEPP FRANK: CONSULTA

Mit Genehmigung der Firma Velhagen & Klasing, Leipzig

VIERFARBENDRUCK
von
BISCHOFBERGER & CO., BUCHDRUCKEREI UNTERTOR, CHUR

halten. Der Sinn seiner wundersam fesselnden Geschichtsschreibung war doch wohl der, Gutes vom Bösen zu scheiden und die dauernden Werte aufzudecken. Geschichtskenntnis macht ein Volk nicht arm, sondern reich, und zum tiefsten Begriff der „Heimat“ gehört der Blick in die vergangenen Tage. Das spürt schon der Schulknabe, wievielmehr der gereifte Mensch. Wir haben Grund, unserem Sprecher dankbar zu bleiben gerade in einer Zeit, deren überhastete Entwicklung den Faden guter Überlieferung abzureißen droht und unser Seelenleben oft in schwere Gefahren bringt.

Dann aber kam Sprechers letzte Lebensleistung, die ganz ins sechste Jahrzehnt seines Lebens gehört, die „Donna Ottavia“ und „Die Familie de Saß“, das heißt die beiden geschichtlichen Romane, von denen wir ausgingen. Es ist nicht nötig, daß wir sie eingehender beschreiben. Diese Bücher brauchen die Empfehlung nicht mehr. Aber auch ihre Verteidigung gegen neuere Begriffe vom Wesen des Romans halten wir für überflüssig, wenigstens an diesem Ort. Die Zeit hat gezeigt, daß Sprecher mit diesen zwei Geschichten ein Stück „bündnerischer Homer“ geworden ist. Geißel verfügen wenige andere Kantone über ein derartiges Kulturgut. Mag auch seine Bedeutung nicht an das heranreichen, was Gotthelf, Keller und Meyer geschaffen haben, mag auch unser J. A. Sprecher nie eingedrungen sein in den Kreis

der großen Literatur — uns Bündnern bleibt er wohl noch auf lange hinaus ans Herz gewachsen als der Einheimische, dem es gegeben war, die Leiden und Nöte, die Fehler und Mängel der Vergangenheit unseres Landes und Volkes zu beschreiben, aber auch seine Treue und seinen seelischen Besitz. Man wird durch Sprechers Bücher heute noch innerlich bereichert und seiner Bündner Heimat froh.

Am 8. Januar 1882 ist J. A. von Sprecher in Chur gestorben. Er war älter geworden, als er selbst erwartet hatte. In seinem Schreibtisch lag der Entwurf zu einem dritten Bündner Roman, dessen Hauptperson Peter Gruber, der Säumer, hätte werden sollen. Wir haben indes keinen Grund, sehr zu bedauern, daß das Buch den Druck nicht erreichte. Was Sprecher uns als Dichter und Erzähler zu sagen hatte, war in „Donna Ottavia“ und der „Familie de Saß“ niedergelegt.

Denkmal hat man ihm keines gesetzt, und es ist auch ganz recht so. Man las ja dafür noch jahrelang seine Bücher und liest sie noch heute. Aber vielleicht wär's doch nicht ungeschickt, wenn man das Haus in der Oberen Gasse mit einer einfachen Gedächtnistafel versähe, in dessen Räumen J. A. v. Sprecher seine Bündner Geschichte und die beiden Bündner Romane schrieb. Das möchte wohl am besten geschehen, wenn sein Todestag zum 50. Mal wiederkehrt, d. h. eben im Januar 1932. Verdient hätte er's reichlich.

Carl Gmür

Buch-, Kunst- und Musikalienhandlung
Chur, St. Martinsplatz
Tel. 50, Postscheckkonto X 1715



Eine Auswahl praktischer Bücher für die Hausfrau und als Geschenke geeignet:

Boßhart:

Großes schweizerisches Kochbuch Fr. 12.—

B. Brupacher-Bircher:

Das Wendenpunkt-Kochbuch . Fr. 6.—

Büchi: Heinrichsbader-Kochbuch

Fr. 9.—

A. Escoffier's: Kochkunst-Führer

Fr. 27.50

M. Hahn: Illustriertes Kochbuch

Fr. 15.—

Kochrezepte bündnerischer Frauen

Fr. 5.—

Villiger-Strasser:

Neues schweizerisches Kochbuch Fr. 6.—

S. Müller:

Das fleißige Hausmütterchen . Fr. 17.—

Fischer-Dückelmann:

Die Frau als Hausärztin (illustriert) Fr. 27.50

Hoppeler: Der Hausarzt (illustriert)

Fr. 38.—

B. Müller:

Die Familienärztin (illustriert) Fr. 40.—

Auch alle von andern Handlungen offerierte Bücher, Musikalien etc. können von mir besorgt werden, wenn sie nicht schon am Lager sind.

Die kupferne Waschfrau



wäscht schneller
wäscht besser
wäscht schonender
wäscht schöner

mit weniger Kosten
mit weniger Umtrieb

Mit einer Waschmaschine ist der Waschtag nicht mehr ein Schreckenstag

Lassen Sie sich solche von mir vorführen und verlangen Sie Prospekte

E. Leppig Sohn, Chur

Installationsgeschäft/Welschdörfli / Tel. 529

Schweizer-Maschinen für unsere Verhältnisse, sie sind ausländischen überlegen!